

Linda Woodhead

Glaube, Feminismus und die Familie

Einführung

Der Feminismus ist nicht gerade berühmt dafür, sich für die Familie einzusetzen. Tatsächlich ist in der Masse der seit Mitte der sechziger Jahre lancierten Angriffe auf die Familie die feministische Kritik als eine der wirksamsten aufgefallen. Als zentraler Punkt verschiedener Hauptwerke des Feminismus der «zweiten Phase» bleibt diese Kritik einflußreich in vielen der verschiedenen Formen feministischen Denkens, die seitdem artikuliert wurden¹.

Die feministische Kritik an der Familie richtet sich in ihrer Funktion auf zwei Ebenen. Auf der ersten Ebene kritisiert sie die Familie wegen ihrer Schlüsselstellung in einer patriarchalischen Gesellschaft, da sie in ihr die vertraute Umgebung sieht, in der ungleiche und destruktive Beziehungen zwischen den Geschlechtern die heutige Generation gefangenhalten und die nächste Generation formen. Auf einer fundamentalen Ebene bekämpft der Feminismus jedwede festgelegte Form von Verbindung, die die Weisen diktiert, in denen Frauen und Männer ihr Leben organisieren und ihre Beziehungen leben. Feministinnen behaupten grundsätzlich, daß jede Frau das Recht haben sollte, in intimer Verbindung mit wem immer sie dazu erwählt hat, zu leben – ganz gleich ob allein, als alleinerziehende Mutter, in Partnerschaft mit einem anderen Mann oder einer anderen Frau oder in irgendeiner freigewählten Form einer experimentellen Gemeinschaft.

Im Gegensatz zum Feminismus hat das Christentum im Verlauf seiner langen Geschichte sehr viel mehr Bereitschaft gezeigt, sich für die Familie einzusetzen. Selbst in Zeiten, in denen das Ansehen des Zölibats

seinen Höhepunkt erreicht hatte, hat die Kirche die Familie nicht verworfen. Sie hat das Familienleben zumindest als eine mögliche Form christlichen Lebens verteidigt. Im positiven Sinne war ihre am weitesten gehende Position die, daß das Familienleben zur göttlich verfügten Norm für alle Christen erhoben wurde. Nach christlichem Glauben ist die Familie Teil der Schöpfungsordnung Gottes. Sie steht mit einem Fuß im Paradies, da sie durch Gott «von Anbeginn an» eingesetzt wurde, und mit dem anderen in der gefallen Welt, da sie Teil der gnädigen Verfügung Gottes für diese Welt ist. Nur in der eschatologischen Ordnung ist die Existenz und Gültigkeit der Familie zweifelhaft², und da der eschatologische Glaube in der modernen Zeit verblaßt ist, hat die Wertschätzung des Christentums für die Familie eher zugenommen. Obwohl Protestanten den Katholiken erst einmal ihre Herabwürdigung der Familie zum Vorwurf machen würden, scheinen beide Konfessionen in ihrer Verteidigung der Familie heute wie aus einem Munde zu sprechen.

Ist die Familie also zum Stein des Anstoßes geworden, an dem alle Versuche einer Annäherung zwischen Christentum und Feminismus zwangsläufig scheitern müssen? Viele Feministinnen und vielleicht auch manche Christen glauben, daß dies der Fall ist. Im folgenden möchte ich diese pessimistische Billigung einer Sackgasse hinterfragen und einen möglichen Weg aufzeigen, der aus ihr herausführt. Sein Ansatzpunkt ist eine der Schlüsselbehauptungen feministischen Denkens – die Behauptung der Bedeutung des Körpers, der im wesentlichen verkörperlichten Natur der menschlichen Existenz. Was ich zu zeigen hoffe, ist, daß dies – wenn man es ernst nimmt und dem Gedanken dahin folgt, wohin er logischerweise führt – eine «Doktrin» der Familie erzeugt und eine unabhängige, aber komplementäre Rechtfertigung für die christliche Verteidigung der Familie schafft. Diese Rechtfertigung kann sich an Nichtchristen gleichermaßen wie an Christen wenden und ist in diesem Sinne «natural».

Feminismus, Christentum und der Körper

Die Feministinnen sind weder die ersten noch einzigen Denkerinnen, die die Bedeutung des Körpers unterstreichen, aber die feministische Reaffirmation des Menschen als essentiell verkörperlicht existierenden ist sehr wirksam und aktuell und hat für das Christentum eine ganz besondere Relevanz bekommen.

Die feministische Anerkennung der Bedeutung des Körpers erwuchs aus einer weiter gefaßten Unternehmung: der Erforschung patriarchalistischer Stereotypen von Frauen und dem Widerstand solchen Stereotypen gegenüber. Eine der grundlegenden Einsichten feministischen Denkens war, daß diese Stereotypen das weibliche in dualistischer Opposition zum männlichen Prinzip einordnen und daß die einflußreichste dieser dualistischen Oppositionen die zwischen dem Männlichen als Geistigem und dem Weiblichen als Körperlichem oder dem Männlichen als Kulturellem und dem Weiblichen als Natürlichem ist. Der Geist-Körper-Dualismus ist im vormodernen Denken weit verbreitet und wird glaubwürdig als wichtiger Teil des christlichen Erbes eingeordnet, während der Kultur-Natur-Dualismus als eher moderne Erscheinung angesehen wird³.

Nachdem der Feminismus die Gleichsetzung der Frauen mit dem Körperlichen dargelegt hatte, versuchte er weder, diese durch den Anspruch umzukehren, Frauen seien spiritueller als Männer, noch sie durch den Anspruch zu nivellieren, Frauen seien ebenso spirituell wie Männer. Vielmehr akzeptierte der Feminismus in einem viel weitsichtigeren und subversiveren Schritt die Gleichsetzung von Frauen mit dem Körperlichen und vertiefte diese durch die weiterreichende Bestätigung des essentiellen Körperlichseins aller Frauen und (in den meisten Varianten des Feminismus) aller Männer. Der Feminismus erhob den einleuchtenden Anspruch, daß Frauen, die ja immer in bezug auf ihre Körperlichkeit beurteilt worden sind, leichter als Männer dahin gekommen sind, ihre Körperlichkeit zu akzeptieren und in authentischerem Einverständnis mit ihr zu leben. Männer - dazu verleitet, sich selbst als geistige Wesen anzusehen - waren dazu verurteilt, in glücklosem Kriegszustand mit dem

Körper und der Natur zu leben, immer in Beschlag genommen vom unmöglichen und zerstörerischen Bemühen, beide zu unterwerfen und zu besiegen.

Die feministische Kritik an der Spiritualisierung des Menschlichen (oder wenigstens des Männlichen) hat dem Christentum die Hauptschuld an diesem ganzen Vorgang gegeben. Wenn auch manche Feministinnen glauben, daß der Geist/Körper- und Männlich/Weiblich-Dualismus so grundlegend im Christentum verankert ist, daß seine Verwerfung auch eine Verwerfung des Christentums bedeute, spricht viel mehr dafür, zu sagen, daß die feministische Kritik an diesen Oppositionen das Christentum nicht vernichtet, sondern es an sein eigenes, wahres Verständnis dessen erinnert, was es heißt, menschlich - männlich und weiblich - zu sein. Sie erinnert das Christentum an eine kompromißlosere Anerkennung vieler seiner zentralen Glaubensfundamente: daß die stoffliche Welt von Gott geschaffen und für «gut» befunden wurde; daß der Geist der Spender des Lebens ist, eng verknüpft mit der Schöpfung und nicht ein in ihr gefangener, fremder Teil; daß der Logos Fleisch geworden ist und leibhaftig auferstanden ist; daß die Menschen als verleiblichte Wesen geschaffen und vernichtet werden und in ihrem Leben in der Auferstehung wiederum als verleiblichte Wesen leben werden. Christentum und Feminismus sollten in ihrer Bestätigung der Bedeutung des Körpers Verbündete sein, nicht Gegner.

Der Körper und die Familie: Eine natürliche Verteidigung der Familie

Die feministische Anerkennung der zwangsläufig verleiblichten Natur der menschlichen Existenz birgt viele wichtige Implikationen, und ein großer Teil des feministischen Denkens ist der Aufgabe gewidmet, herauszufinden, worin diese Implikationen bestehen könnten. Die Implikation, auf die ich näher eingehen möchte, ist jedoch eine, die bisher kaum - wenn überhaupt - anerkannt wurde. Es handelt sich darum, daß die körperliche Verwandtschaft, die «Blutsbande», eine einzigartige, bedeutsame Form von Beziehung dar-

stellt. Wenn wir wirklich glauben, daß Körper wichtig sind, und dann bereit sind, dieser Einsicht dahin zu folgen, wohin sie uns führt, müssen wir einfach anerkennen, daß die Tatsache, daß ein Kind durch die körperliche Vereinigung seines Vaters und seiner Mutter entsteht, daß die Mutter es neun Monate in ihrem Körper trägt, daß das Kind normalerweise viele der körperlichen Merkmale seiner Eltern trägt und ihr genetisches Erbe übernimmt, von außerordentlicher Bedeutung ist und eine einzigartig feste Grundlage für eine Beziehung der Liebe schafft.

Die Intensität der Liebe derer, die durch Blutsbande miteinander verbunden sind, entspringt direkt der Natur dieser Bande. Weil wir körperliche Wesen sind, und weil ein Kind oder ein Geschwister - wie die Redewendung sagt - jemandes «eigenes Fleisch und Blut» ist, machen wir keinen strengen Unterschied zwischen ihrer und unserer eigenen Existenz. Daher lieben wir sie nicht mit einer selbstlosen Liebe, sondern mit Eigenliebe, der beständigsten und unerschöpflichsten Liebe, die es gibt⁴. Darüber hinaus ist die Erkenntnis, daß ein Kind oder ein Geschwister «mein eigen Fleisch und Blut» ist, eine Erkenntnis ihrer grundsätzlichen Identität und Gleichheit mit mir selbst. Weil unsere sündige Weigerung, diese Gleichheit bei anderen anzuerkennen, so oft unser Grund dafür ist, sie nicht zu lieben, läßt die Tatsache, daß man eine unleugbare Identität mit nahen Verwandten hat, unsere Liebe für sie so viel fester verwurzelt sein.

Daher führt die Anerkennung der Bedeutung des Körpers zu der Anerkennung, daß es ein einzigartiges Band zwischen Blutsverwandten oder - wie wir sagen könnten - körperlich Verwandten gibt. Angesichts der Bedeutung dieses Bandes wäre es schon sonderbar, wenn eine Gesellschaft nicht so organisiert wäre, daß sie dem Rechnung tragen könnte. Anders gesagt, es wäre sonderbar, wenn die Familie nicht existieren würde, denn zumindest ist die Familie schlicht diese soziale Einheit, die aus Eltern und deren Nachkommen besteht, und in einem weiteren Sinne ist sie die größere Gruppe all derer, die durch Blutsbande miteinander verwandt sind. Die Existenz von Familieneinheiten kleineren oder größeren

Ausmaßes in beinahe allen menschlichen Kulturen, von denen wir Kenntnis haben, ist sicher der klarste Hinweis für die fast universale Anerkennung der Bedeutung von körperlicher Verwandtschaft⁵.

Der Widerstand des Feminismus gegen die Familie

Wenn, wie ich erörtert habe, eine Anerkennung der essentiell verkörperlichten Natur der menschlichen Existenz zu einer Anerkennung der Bedeutung der Familie führen sollte, erscheint es sonderbar, daß der Feminismus in einem Atemzug die Bedeutung des Körpers bestätigen und die der Familie leugnen kann. Der wichtigste Grund für diesen Widerspruch ist - so scheint es - die dem Feminismus eigene, oftmals unkritische Übernahme der typisch modernen Annahme, daß die Gesellschaft keine natürlichen Grundlagen habe, sondern ganz und gar kulturell, ganz und gar das Produkt menschlichen Wirkens sei. Wie es Roberto Unger prägnant formuliert: Gesellschaft ist ein Artefakt⁶. Als solche ist die Gesellschaft unbegrenzt formbar und veränderbar. Grenzen ihrer Strukturierungsmöglichkeiten gibt es nicht, es sei denn als Grenzen menschlicher Verstärkungskraft und Geschicklichkeit. Einem gleichermaßen starken Fortschrittsglauben der Moderne verpflichtet, erzeugt diese Sicht von Gesellschaft die Hoffnung, daß es immer noch ein besseres System gibt, das schon «hinter der nächsten Ecke» wartet, und daß alle gegenwärtigen und vergangenen Formen gesellschaftlicher Organisation nur vorläufige Gültigkeit haben - so auch die Familie.

Es ist aber inkonsequent, die Bedeutung des Körpers zu akzeptieren und gleichzeitig die konstruktivistische, technologische Haltung der Moderne vorbehaltlos zu übernehmen. Denn indem man die Bedeutung des Körpers anerkennt, gesteht man ein, daß manche Dinge naturhaft und nicht geschaffen, d.h. nicht gemacht sind. Oliver O'Donovan drückt es so aus:

Die Beziehung von menschlichen Wesen zu ihren eigenen Körpern ist, so könnten wir sagen, die letzte Grenze der Natur. So sehr wir uns auch mit unseren Kunstwerken umgeben, alle Vögel vom Himmel vertreiben und alle

Fische aus den Flüssen verbannen mögen ... wie blind wir auch werden mögen für das Gegebensein der natürlichen Ordnung, auf der unsere Kultur errichtet ist – begegnen wir, wenn wir unsere Kleider ausziehen, um ein Bad zu nehmen, nichtsdestoweniger etwas Natürlichem, Gegebenem, etwas wie nur irgendwie im Universum ganz und gar Nicht-Artefaktischem: Wir begegnen unserer eigenen körperlichen Existenz⁷.

Der Wunsch, die Familie abzulehnen, entspringt ebenso wie der Wunsch, den Körper abzulehnen, einem Versäumnis, anzuerkennen, daß es Dinge gibt, die wir nicht geschaffen haben, die wir aber nichtsdestoweniger respektieren müssen. Das ökologische Bewußtsein ist einer der Gegenströme in der Moderne, der versucht, uns an diese alte Wahrheit zu erinnern, und der Feminismus (besonders der Öko-»Feminismus«) öffnet sich mehr und mehr dieser Botschaft⁸. Die daraus erwachsenen Konsequenzen hinsichtlich der gesellschaftlichen Organisation – besonders da, wo die Familie betroffen ist – werden aber immer noch weitgehend ignoriert.

Jedoch ist nicht der ganze feministische Widerstand gegen die Familie abhängig von der unkritischen Übernahme des technologischen Geistes der Moderne und dem Versagen, einzusehen, daß dies dem Glauben an die Bedeutung des Körpers widerspricht. Einige Feministinnen lehnen die Familie ab, nicht weil sie leugnen, daß der Körper und körperliche Verwandtschaft von Wichtigkeit sind, sondern weil sie leugnen, daß sie wichtig *genug* sind, um die Grundlage gesellschaftlicher Vereinbarungen zu bilden. Gemäß Vertretern dieser Denkrichtung sind die Blutsbande nur eine (mögliche) Art von Menschen verbindenden Banden und weniger bedeutend als, sagen wir, eine freigewählte, emotionale Verbindung. Um dies argumentativ zu stützen, wird aufgezeigt, daß es erstens viele starke menschliche Bande gibt, die nicht auf Blutsverwandtschaft beruhen – als deren vielleicht wichtigste die Ehe- und die Adoptionsbeziehung zu nennen wären –, und daß zweitens Blutsbande an sich scheinbar nicht reichen, um Liebe oder wenigstens Achtung zu garantieren – wie die Fälle von Dysfunktionen oder gar Mißbrauch in Familien zeigen.

Obwohl diese Beispiele zweifelsfrei beweisen, daß dauerhafte und Liebesbande nicht notwendig auf körperlicher Verwandtschaft beruhen, ist überhaupt nicht sicher, daß sie die Behauptung widerlegen, daß körperliche Verwandtschaft trotz alledem das stärkste Fundament für menschliche Beziehungen ist. Auch wenn wir glücklicherweise zugestehen können, daß die Liebe, die wir in Beziehungen wie einer Ehe oder Adoption finden, ebenso stark und wahr und dauerhaft wie jede andere Liebe sein kann, wäre es schwer, zu leugnen, daß beide anfälliger sind als die Liebe zwischen Eltern und eigenem Kind. Ebensowenig kann geleugnet werden, daß Mißbrauch in Familien häufiger von z.B. einem Ehemann an seiner Frau oder einem Stiefvater an seiner Stieftochter verübt wird als an einem Blutsverwandten. Am seltensten sind Fälle von Mißbrauch zwischen Menschen, die durch die stärksten körperlichen Bande miteinander verbunden sind: Mutter und Sohn oder Tochter.

Gegen die feministische Abwertung der Bedeutung physischer Verwandtschaft ist es außerdem wichtig aufzuzeigen, daß dieses Band Priorität vor anderen Arten menschlicher Bande hat, indem es als Modell und Ideal für sie dient, und nicht umgekehrt. Daher mögen im Fall einer Adoption Adoptiveltern zu ihrem Kind ganz wahrheitsgemäß sagen «Wir lieben dich wie unser eigenes Kind», oder sogar «Du bist unser eigenes Kind», und es wäre ein Mißverständnis des Kindes, mehr zu verlangen. Aber natürliche Eltern würden nie sagen «Ich liebe dich wie ein adoptiertes Kind». In ähnlicher Weise werden die physischen Bande als Anspielungshorizont im Denken und Sprechen verwendet, wo die Ehe angesprochen ist. Die bevorzugte Weise, in der Bibel und im Christentum von der Ehe zu sprechen, ist daher die Zusammenführung eines Mannes und einer Frau, auf daß sie «ein Fleisch» werden (Gen 2,24; Mt 10,8; 1 Kor 16,6; Eph 5,31)⁹. Zu behaupten, dies sei nur eine Metapher, hieße vergessen, daß Metaphern gewöhnlich darum verwendet werden, weil sie stark genug sind, die ihnen zugeschriebene Bedeutung zu tragen. Der Ausdruck «ein Fleisch» öffnet uns die Augen für einige wesentliche Aspekte der ehelichen Beziehung – zum Beispiel für die intime physi-

sche Vereinigung, die sich im Geschlechtsverkehr zwischen einer Frau und einem Mann ereignet, und für die Weise, in der Kinder ihre Eltern aneinander binden, indem sie sie physisch miteinander verbinden¹⁰. Und was noch viel wichtiger ist: Dieser Ausdruck teilt uns mit, daß die Ehe ein Band so stark wie Blutsbande sein sollte - d.h. so stark wie das stärkste aller Bande.

Die feministische Behauptung, daß das physische Band schwächer als alle anderen menschlichen Bande sei, ist daher nur schwer aufrechtzuerhalten. Es enthält jedoch eine wesentliche Einsicht: daß menschliche Wesen nicht nur Körper sind und daß menschliche Beziehungen nicht auf die bloß körperliche Verwandtschaft reduziert werden dürfen. Das Christentum hat oft von «Seele» oder «Geist» gesprochen, um diese Wahrheit anzuzeigen, aber der Feminismus hat recht damit, darzulegen, daß diese Sprache selbst wieder allzu häufig zu einer dualistischen Sicht der menschlichen Existenz führt. Feministinnen sagen von Menschen lieber, sie seien sowohl «kulturell» als auch «natürlich», und gestehen dabei ein, daß wir nicht nur passiv auf das, was gegeben ist, reagieren, sondern es sowohl auf individueller wie kollektiver Ebene interpretieren und gestalten. Anders ausgedrückt, unsere Körper sind gegeben, aber wir schreiben auf ihnen und mit ihnen auf je verschiedene Weise. Was der Ausdruck «Kultur» jedoch nicht mitteilt, ist, daß diese Weisen fromm oder nicht fromm sein können. Wir können geistige oder sinnliche Leben leben, wir können unsere Seelen retten oder verlieren.

Und eben weil wir unsere Seelen verlieren können, können körperliche Bande eine dauerhafte und liebende Beziehung nicht garantieren. Liebend miteinander verbunden zu sein, ist nicht nur eine Sache der körperlichen Verbindung; letztere muß sich vertiefen in eine Verwandtschaft des Fühlens, des Denkens, der Motivierung und des Interesses, wenn sie zu Liebe reifen soll. Nichts, nicht einmal die Blutsbande können sicherstellen, daß ein Mensch einen anderen lieben wird, denn Liebe ist ein freiwillig gegebenes Geschenk - und als solches kann sie immer auch verweigert werden. Darum gibt es gestörte Familien, und

die feministische Kritik an der Familie ist da unermesslich wertvoll gewesen, wo sie solche Fehlfunktionen und Störungen - besonders jene, denen weibliche Familienmitglieder zum Opfer fallen - aufgedeckt hat. Und dennoch ist die Tatsache, daß Menschen sündigen können und daß Formen sozialer Beziehung durch Sünde entstellt werden können, sicher ein armseliger Grund dafür, diese Formen aufzugeben.

Christlicher Widerstand gegen die Familie

Manche Christen empfinden ebenso Widerstand gegen die Familie wie Feministinnen, wenn auch aus anderen Gründen. Eine sehr einflußreiche Quelle des christlichen Widerstands gegen die Familie ist der Glaube, daß *agápe* - die Liebe, die die Mitte des christlichen Lebens bilden sollte - eine geistige, nicht körperliche Liebe ist. Neben der durch Selbstlosigkeit und Universalität charakterisierten *agápe* erscheinen solche Formen von Liebe, die eine körperliche Basis haben, und Institutionen, die sie unterstützen, minderwertig und weltlich¹¹.

Aber ist *agápe* tatsächlich so exklusiv «spirituell», wie dies behauptet wird? Eine gründlichere Aufmerksamkeit für die Bibel zeigt, daß Beschreibungen der *agápe* sich tatsächlich oft auf Formulierungen aus dem Bildbereich der körperlichen Verwandtschaft stützen. Dies trifft oftmals zu, sogar für den Fall, daß die göttliche *agápe*, Gottes *agápe* für Seine Geschöpfe, gemeint ist - wie die Parabel vom verlorenen Sohn auf dramatische Weise zeigt. Nicht daß die Bibel auch nur einen Moment lang behaupten würde, wir wären mit Gott durch irgendeine Form körperlicher Verwandtschaft verbunden: Jesus Christus ist der eingeborene Sohn des Vaters; wir sind aus Staub gemachte Geschöpfe. Dennoch wird uns versichert, daß wir - aus Gnade, nicht durch Geburt oder «Adoption» - Kinder Gottes werden können; «sind wir aber Kinder, dann auch Erben» (Röm 8,15-17). Wir können Gott vertrauensvoll «Vater», «Abba», nennen, weil der Geist des Sohnes in unsere Herzen gesandt worden ist (Gal 4,5-7).

Wenden wir uns nun der menschlichen *agá-*

pe - der Liebe menschlicher Wesen füreinander - zu, so ist es wahr, daß Jesu Lehre darauf besteht, daß diese Liebe nicht auf Mitglieder der eigenen Familie oder gar der eigenen Rasse beschränkt werden darf. Und doch heißt es in der Konsequenz nicht, daß Beziehungen aufgrund körperlicher Verwandtschaft mißachtet werden sollen, sondern daß das eigene Verständnis von der Reichweite solcher Verwandtschaft ausgedehnt werden sollte. Wie Paulus es verdeutlicht, sind alle Getauften in den Leib Christi getauft, sie werden Glieder dieses einen Leibes; *agápe* sollte dem Bewußtsein dieser leiblichen Beziehung entspringen (vgl. 1 Kor 12,12-27; Röm 12,4-6). Und obwohl Paulus von menschlicher *agápe* hauptsächlich als von der Liebe spricht, die Christen miteinander verbindet, heißt dies nicht, daß sie nicht auch jenen außerhalb der Kirche erwiesen werden sollte, wie die Parabel von den Schafen und Böcken zeigt, denn man kann nie sicher sein, wo der Leib Christi beginnt und aufhört: «Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.» (Mt 25,40)¹².

Obwohl die *agápe* von ihrem Wesen her also nicht so gestaltet ist, daß sie Christen einen Grund liefert, körperliches Miteinander-Verbundensein zurückzuweisen und die Familie abzulehnen, liefert sie gute Gründe, die «Anbetung der Familie», d.h. die Tendenz, diese privat-häusliche Einheit als den einzigen Bereich authentischer Existenz und moralischer Verantwortung anzusehen, abzulehnen¹³. Wie schon erwähnt, diese Art von Endgültigkeit der Familie zuzuschreiben heißt, ihre - aus der Sicht des *éschatons* und der Ewigkeit - Vorläufigkeit zu ignorieren. Es hieße außerdem, zu vergessen, daß es in diesem Zeitalter, dem Zeitalter vor dem *éschaton*, «Schöpfungsordnungen» gibt, die ebenso wichtig sind wie die Familie, und hier sind als wichtigste Staat und Kirche zu nennen. Unsere Pflichten als Gottesdienstfeiernde und Staatsbürger sind ebenso wichtig wie die als Familienmitglieder, und es ist lebenswichtig, daß diese Pflichten sich fortlaufend gegenseitig kontrollieren. Ferdinand Mount hat überzeugend gezeigt, daß die Familie als wichtige Kontrollinstanz der Staatsgewalt fungieren kann¹⁴. Was er zu erwähnen unterlassen hat, ist, daß umgekehrt

Kirche und Staat als wichtige Kontrollinstanzen der Familie dienen, indem sie ihrer Schrumpfung zu einer introvertierten und solipsistischen Einheit vorbeugen.

Schlußbemerkung

Die Tatsache, daß wir heute eine weitverbreitete und wachsende Ablehnung der Familie beobachten, sollte uns nicht überraschen. Viele der bestimmenden Strömungen der Moderne opponieren gegen die Familie. Der technologische Geist, der alles und jedes zu manipulieren und verändern wünscht - einschließlich der sozialen Systeme -, widersetzt sich der Familie. Das indeterministische Naturell, das durch nichts gebunden sein will, was nicht aus freiem Willen und «authentisch» gewählt worden ist, widersetzt sich ihr. Die allgemeine Weigerung, zu akzeptieren, daß die Welt, in der wir leben, gleichermaßen vorgegeben und naturhaft wie gewählt und kulturell-geschichtlich geprägt ist, widersetzt sich ihr. Der immer noch beherrschende Fortschrittsglaube und die Redundanz vergangener Formen widersetzen sich ihr. Und das spiritualisierende und idealisierende Wesen von Epochen, die das authentisch Menschliche nicht bezogen auf den Körper, sondern bezogen auf den menschlichen Geist interpretieren, widersetzen sich ihr.

Christentum und Feminismus offenbaren beide eine zweideutige Haltung gegenüber der Moderne. Auf der einen Seite hinterfragen sie beide viele Überzeugungen, die in der Moderne einen sehr hohen Stellenwert haben, und leisten dagegen Widerstand. Auf der anderen Seite akzeptieren beide einen sehr großen Teil des modernen Ethos, weil sie oftmals blind dafür sind, wie sehr sie dadurch ihre eigenen, grundlegenden Überzeugungen kompromittieren. Wie dieser Aufsatz zu zeigen versucht hat, war der Feminismus dem Christentum außerordentlich behilflich, es an seinen Glauben an die Bedeutung des Körperlichen zu erinnern und zu zeigen, wie sehr sich das Christentum selbst durch seine Mitbeteiligung an der modernen Spiritualisierung des Menschlichen kompromittiert hatte. Wie dieser Aufsatz außerdem zu zeigen bemüht war, ist das Chri-

stentum jetzt möglicherweise in der Lage, diesen Gefallen zu erwidern, indem es dem Feminismus deutlich macht, daß seine unkritische Übernahme einiger Schlüsselaspekte des modernen Ethos ihn daran gehindert haben, die Bedeutung der Familie zu erkennen. Auf diese Weise könnte das Christentum dem Feminismus helfen, erstmalig zu einer vollen Akzeptanz der Implikationen seines Glaubens an die

Bedeutung des Körpers zu gelangen. Und, was nicht weniger wichtig ist, es könnte Millionen von Frauen beruhigen, die von der Liebe zu ihrem Mann und ihren Kindern gestärkt und erfüllt sind, daß es wirklich keinen Grund dafür gibt, warum sie sich deshalb als Verräterinnen der feministischen Sache fühlen sollten.

¹ Verschiedene Feministinnen, deren Werke in den späten 60er und frühen 70er Jahren erschienen, ordnen ihre Arbeit in die «zweite Phase» des Feminismus ein und grenzen sich so von der «ersten Welle» ab, die sich darauf konzentriert hatte, das Stimmrecht für die Frauen zu erkämpfen, und die durch diesen Sieg als abgeschlossen gelten konnte (obwohl dies meiner Ansicht nach eigentlich die Veröffentlichung von Simone de Beauvoirs Buch *Le Deuxième Sexe* im Jahre 1949 [dt.: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau], das den Beginn einer zweiten Phase des Feminismus markiert, bewirkte). Die prominentesten Feministinnen der zweiten Phase, Kate Millet, Germaine Greer und Shulamith Firestone waren die offenkundigsten Kritikerinnen der Familie. Zu einer Darstellung der Post-60er-Kritiken an der Familie, einschließlich feministischer Stellungnahmen, siehe R. Fletcher, *The Abolitionist: the family and marriage under attack* (London 1988) und B. Berger/P.L. Berger, In Verteidigung der bürgerlichen Familie (Frankfurt/M. 1984).

² Jesu Worte «nach der Auferstehung werden die Menschen nicht mehr heiraten» (Mt 22,30) waren von großem Einfluß auf das spätere christliche Denken über das *eschaton*.

³ Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* hob die Art und Weise hervor, in der die Frau als «Andere», und insbesondere als «Natur» im Gegensatz zum transzendenten «Geist» behandelt wird: Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht*, Hamburg 1951, 1-32; 211-243. Zum Natur-Kultur-Dualismus und seiner Bedeutung für die Frau siehe den einflußreichen Essay von S.B. Ortner, *Is Female to Male as Nature is to Culture?*, in: M.Z. Rosaldo/L. Lamphere, *Woman, Culture and Society* (California, Stanford University Press).

⁴ Nach Augustinus anerkannte Jesus selbst den Primat der Selbstliebe, indem er forderte «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst»; vgl. *De Doctrina Christiana*, Buch I, 22.

⁵ Zur Allgegenwärtigkeit der Familie siehe R. Fletcher, *The Shaking of the Foundations: family and society* (London 1988) und R. Mount, *The Subversive Family* (London 1982).

⁶ Siehe R. Lovin/M. Perry (Hg.), *Critique and Construction: A Symposium on Roberto Unger's Politics* (Cambridge 1990).

⁷ O. O'Donovan, *Begotten or Made?* (Oxford 1984) 5.

⁸ Siehe z.B. S. Griffin, *Woman and Nature* (New York

1978); A. Primavesi, *From Apocalypse to Genesis* (Tunbridge Wells 1991).

⁹ «Fleisch» bezeichnet in der Bibel nicht immer bloß den körperlichen Aspekt einer Person, sondern kann sich – wie hier – auf die ganze menschliche Person beziehen.

¹⁰ In letztgenanntem Zusammenhang ist es interessant, an Edward Westermarcks abschließende Bemerkungen in *The History of Human Marriage* zu erinnern: «(...) es ist ursprünglich zum Wohl der jungen Menschen, daß Männer und Frauen weiterhin zusammenleben. Wir können daher eher sagen, daß die Heirat in der Familie ihren Ursprung hat, als umgekehrt, daß die Familie ihren Ursprung in der Heirat habe.» Zitiert nach R. Fletcher, *The Shaking of the Foundations*, aaO. 32.

¹¹ Ich habe diese Interpretation der *agápe* und die Probleme, die sie aufwirft, ausführlicher dargestellt in: *Love and Justice*, in: *Studies in Christian Ethics* 5.1 (1993) 44-61.

¹² Es sollte nicht vergessen werden, daß die traditionelle Lehre des Christentums Menschen als durch Adam wie auch durch Christus körperlich miteinander verwandt ansah. Daher erklären Augustinus und andere christliche Kommentatoren die Erschaffung Evas aus einer Rippe Adams in diesem Sinne: «Jedoch allein bleiben sollte der Mensch nicht: Gott ließ ihn nicht ohne menschliche Gemeinschaft, damit ihm auf diese Weise die Einheit seiner Genossenschaft und das Band der Eintracht um so dringlicher zum Bewußtsein gebracht werde, wenn die Menschen unter sich nicht nur durch Gleichheit der Natur, sondern auch durch verwandtschaftliche Zuneigung verbunden würden. Deshalb hat Gott nicht einmal das dem Manne beizugesellende Weib wie ihn selbst erschaffen wollen, sondern aus ihm selbst, damit sich das ganze menschliche Geschlecht aus einem einzigen Menschen verbreite.» Augustinus, *Der Gottesstaat*, 2. Bd., Buch XII, Kap. 21.

¹³ Diese idolatrische Haltung der Familie gegenüber hat in der Tendenz mehr verheerende Folgen für das Leben von Frauen als von Männern. Siehe Betty Friedans Kritik der amerikanischen Nachkriegs-Häuslichkeit und seiner Wirkung auf Frauen in: *The Feminine Mystique* (New York 1963).

¹⁴ Siehe F. Mount, aaO.

¹⁵ Verschiedene Mitautorinnen von S. Wilkinson und C. Kittinger (Hg.), *Heterosexuality* (London 1993) stimmen freimütig dem Gefühl zu, das an einer Stelle kommentiert wird mit den Worten: «Einen guten Ehemann

zu haben, scheint das wohlgehütete Geheimnis vieler Feministinnen zu sein (34)».

Aus dem Englischen übersetzt von Astrid Dehé

LINDA WOODHEAD

Dozentin für Christliche Studien im Department of Religious Studies an der Lancaster Universität in Großbritannien. Sie ist interessiert an allen Aspekten der wechselseitigen Wirkung von Moderne und Christentum.

und ihre aktuelle Forschung bezieht sich auf eben diesen Bereich. Sie hat über christliche Ethik und Theologie und zeitgenössische Erscheinungsformen des Christentums geschrieben. Aktuelle und demnächst erscheinende Veröffentlichungen: *Feminism and Christian Ethics*, in: T. Elwes (Hg.), *Women's Voices* (1992); *Post-Christian Spiritualities*, in: *Religion* (1993); *Communities of Goods: how Christianity makes people moral*, in: D. Anderson (Hg.), *Fear, Guilt and Shame* (1995). Linda Woodhead ist Herausgeberin der *Studies in Christian Ethics*. Anschrift: Department of Religious Studies, Lancaster University, Lancaster LA 1 4 YG, Großbritannien.

Enrique Dussel

Die Familie in der «Welt der Peripherie»

Oft wird die sogenannte westliche (europäisch-nordamerikanische) Kultur in der üblichen *eurozentrischen* Weise mit dem «allgemeingültig» Christlichen als solchem gleichgesetzt. Bei unserem Thema wird die *europäische* Familie mit der *christlichen* Familie als solcher gleichgesetzt. Die «normale» theologische Behandlung dieser Frage geht aus von einer Untersuchung des Gegenstandes im Alten und im Neuen Testament, danach wird das Thema in der römischen und mittelalterlichen Kultur analysiert, und schließlich kommt man beim modernen Europa an¹. Von dorthin werden dann die heutigen Veränderungen in der Gesellschaft des Spätkapitalismus beurteilt.

Man bemerkt nicht, daß diese - historische und systematische - Sichtweise ausschließlich *europäisch* ist und nur für ungefähr 12% der Weltbevölkerung gilt². Das heißt, daß wir uns in diesem Beitrag mit dem Problem der Familie bei der Mehrheit der Menschheit befassen müssen. Und dieses Thema bleibt im täglichen

Leben von so zentraler Bedeutung, daß wir uns nicht darüber zu wundern brauchen, daß auf der Sondersitzung der Bischofssynode über Afrika, die am 8. Mai 1994 in Rom zu Ende ging, das Thema Ehe und Familie eines der zentralen Themen der Debatten war, und zwar das Thema, das am meisten Leidenschaften auführte. Als Bischof Monsengwo über «die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe» sprach, wies er darauf hin, daß dies nicht gegen die Erörterung der Frage der Polygamie (als eines besonderen Typs der ehelichen «Einheit») oder gegen die Ehescheidung gerichtet sei (da die Ehescheidung sich als Ausnahme in gewissen Fällen von Trennung darstellen könne, die als Einspruch gegen eine rigoristische und verallgemeinernde Auffassung der Unauflöslichkeit zu verstehen sei). Deswegen hat man auch um die Bildung einer Päpstlichen Kommission zum Studium eines «Afrikanischen katholischen Ehegesetzbuches» gebeten. In diesem Zusammenhang wird man das Dokument über die «Großfamilie» (*joint or extended family*) studieren müssen, außerdem die Dokumente über die Eheschließung in Stufen, über den Unterschied zwischen «*matrimonium ratum*» und «*matrimonium consummatum*», über das Leviratsgesetz, über die mit örtlichen Sitten angereicherten Ritualbücher u.a.³ Wie man sehen kann, sind dies Fragen, die «normalerweise» in den theologischen Traktaten über die Familie nicht untersucht werden.